

Die Reise

„Ist das wieder eine deiner seltsamen Ideen, Schwesterherz?“ Es klang nicht wie eine Frage, eher wie eine Feststellung.

„Du hast jetzt deinen Universitätsabschluss. Freust du dich denn nicht, endlich eigenes Geld zu verdienen?“, fragte mein Vater mit vorwurfsvollem Blick.

„Dort hat es bestimmt Bären“, mischte sich Mutter in die Diskussion ein.

„Ich brauche eine Auszeit. Ich halte es in unserer engen Schweiz nicht mehr aus!“

„Mein liebes Kind, dir geht es einfach zu gut. Du weißt nicht zu schätzen, was du alles hast“, vermutete mein Vater.

Mein Bruder schaufelte einen Berg Kartoffelbrei in seinen Mund und manschte zwischen den Zähnen hervor: „Wenn du auf einer Farm arbeiten willst, bekommst du dreckige Fingerchen. Das ist was ganz anderes, als immer nur hinter den Büchern zu sitzen.“

„Ihr versteht das nicht! Ich möchte Natur um mich haben, dem Rauschen der Blätter im Wind zuhören, menschenleere Weiten auf dem Pferderücken erleben, die ...“

„Du hast Recht, Vater, ihr geht es wirklich zu gut. Deshalb kommt sie auf solche komischen Ideen.“ Mein Bruder klatschte einen neuen Berg Kartoffelbrei auf seinen Teller. „Wenn sie die ersten Schwielen an den Händen hat, kommt sie postwendend nach Hause zurück.“

Ich wusste, ich hatte bisher ein sorgenfreies, behütetes Leben geführt. Trotzdem wollte ich meinen Traum von Freiheit, Natur, Pferden und endloser Weite finden.

„Und Inka?“ Meine Mutter sah auf meine Schäferhündin hinunter, die – wie immer – zu meinen Füßen lag.

„Sie wird mich natürlich begleiten.“

„Arme Inka“, sagte mein Bruder, „von welcher Wildnis sprichst du eigentlich?“

„Weiß ich noch nicht. Irgendein Plätzchen ohne zu viele Menschen wird es auf dieser Welt wohl geben, oder?“

Mein Bruder schüttelte den Kopf. „Armer Hund!“, wiederholte er.

Ich war anderer Ansicht als meine Familie. Inka hatte mich bisher überallhin begleitet. Einen Hund wie sie bekommt man, wenn überhaupt, im Leben nur einmal geschenkt. Die Schäferhündin war ein Teil meines Lebens. Zusammen hatten wir große Erfolge an Lawinen-, Sanitäts-, Schutz- und Katastrophenhundeprüfungen gefeiert. Es war für mich selbstverständlich, dass meine Hündin mich auch diesmal begleiten würde.

Ich holte meinen verstaubten Schulatlas hervor und betrachtete die Welt. Alle Länder dieser Erde standen mir offen. Australien und Neuseeland fielen aus dem Rennen, da sie für Hunde eine lange Quarantäne verlangten. Dann entdeckte ich im Atlas eine lang gezogene, wenig bevölkerte Provinz in Kanada; Saskatchewan. Mein Lexikon verriet mir, dass dort pro Quadratkilometer nur 1,5 Personen lebten. Welch himmlische Einsamkeit! Der Süden dieser Provinz gehört zu den wichtigsten Weizenanbaugebieten der Erde, las ich weiter. Ja, das würde mir bestimmt gefallen,

endlose, goldene Weizenfelder, die im Wind tanzen. Die Provinz und der Fluss tragen praktischerweise denselben Namen. Saskatchewan bedeutet in der Sprache der Cree-Indianer „rasch fließend“. Halleluja, dort gab es also auch Indianer, genau das Richtige für mich westernfilmversessene Großstadtsquaw!

In Luzern suchte ich eine Agentur auf, deren Computer in Sekundenschnelle eine Verbindung mit jeder Zeitung auf dieser Welt herstellt. In Saskatchewan fand er eine auflagenstarke Farmerzeitung. In diesem Blatt erschien bereits kurze Zeit später mein Kleininserat: „Schweizerin sucht Job auf einer Pferdefarm.“

Nicht lange und die Briefe flatterten ins Haus, beinahe hundert an der Zahl, ein Angebot ausgefallener als das andere. Eine Straßenbaucrew im hohen Norden suchte zum Beispiel eine Köchin. Ach du Schreck, ich, ausgerechnet ich hinter dem Kochherd? Hatte ich zu Hause ausnahmsweise angeboten, den Küchenjob zu übernehmen, hatte mein Bruder die tollsten Ausreden erfunden, um nicht daheim essen zu müssen. Mein Vater schrieb sich jeweils heimlich die Telefonnummer des nächsten Krankenhauses auf. Und dabei gab ich mir immer so viel Mühe. Aber irgendwie schien mir das „Koch-Gen“ zu fehlen. Immer ging etwas schief. Weil ich wusste, dass mein Bruder gerne „Würstchen im Schlafrock“ aß, und zwar gut gewürzt, wollte ich ihn mit seinem Leibgericht überraschen. Im Kochbuch, in dem ich sicherheitshalber nachschlug, hieß es, man müsse Teig auswallen, die Würstchen mit Gewürzen einstreichen und in den Teig einrollen. Nun, das schien wirklich nicht schwer zu sein, oder? Doch anscheinend weiß jeder auf dieser Welt, außer mir, dass es verschiedene Teigsorten gibt. Ich erwischte leider den Gebäckteig! Nein, wirklich, wir konnten diese Würstchen beim besten Willen nicht essen. Selbst Inka weigerte sich. Und wie sollte ich wissen, dass sich die Nelken, im Rezept zur Geschmacksverstärkung empfohlen, beim Kochen nicht auflösen? Um den Geschmack auch wirklich genug zu steigern, hatte ich gleich eine ganze Wagenladung davon in das Gericht gekippt. Nein, den Job als Köchin musste ich wohl ausschlagen, denn eine ganze Straßenbaucrew wollte ich nicht auf dem Gewissen haben. Meine Kocherei könnten mir die Kanadier vor Gericht als versuchten Mord auslegen.

In vielen Briefen suchten die Absender Kindermädchen. Diese Arbeit entsprach nicht meiner Vorstellung von Einsamkeit und Romantik.

Dann gab es noch ganz besondere Briefe: die Heiratsangebote. Vier Männer wollten mich sogleich heiraten. Ein wenig wunderte ich mich schon; vor allem, als einer sich in seinem ersten Brief erkundigte, ob ich denn auch gut im Bett sei, das finde er nämlich wichtig. Nun, Kanadier schienen wenigstens ehrlich und äußerst direkt zu sein. Doch hinter einem Herd mit einer Horde quengelnder Kinder stellte ich mir mein Leben auch nicht vor.

Der lebenswürdige Brief von Edna Lifeso, einer 70-jährigen Dame, gefiel mir sehr. Sie lebte mit ihrem Mann Norman in Onion Lake, am Rande eines Indianerreservates in der Provinz Saskatchewan. Auf ihrer Pferdefarm mit dem Brandzeichen ♦-L („Diamond-L“) lebten 15 Pferde verschiedenen Alters.

„Mein Mann ist gesundheitlich angeschlagen. Wir können die Farm nur weiterführen, wenn wir eine Hilfe finden“, schrieb Edna. Wir tauschten fleißig Briefe aus und mit jedem Schreiben wuchs mein Wunsch, ins abgelegene Onion Lake zu reisen. Vieles, was Edna schrieb, kam mir ziemlich seltsam vor. Doch wie hätte ich im friedlichen, verschlafenen Luzern auch ahnen können, wie die Menschen am Zwiebelsee in Kanada leben? Zum Beispiel erkundigte sich Edna wiederholt, ob es mir wirklich nichts ausmache, mit den Indianern Tür an Tür zu leben? Beim Stichwort Indianer sah ich den Schwarm meiner Mädchenträume vor mir, den edlen Apachenhäuptling Winnetou. Alle Winnetou-Filme hatte ich x-mal gesehen, kannte alle Dialoge auswendig und meine Pultschubladen waren gefüllt mit selber geschriebenen Winnetougeschichten, natürlich mit mir und dem Indianerhäuptling in der Hauptrolle! Auch die „Pferdekrankheit“, wie mein Vater meine Leidenschaft für Pferde bezeichnete, hatte ich Winnetou zu verdanken. Wie mein Held wollte ich auf dem Rücken eines treuen Pferdes durch die Welt galoppieren. Mit zwölf saß ich zum ersten Mal im Sattel und daraus wurde eine lebenslange Passion. Was also sollte ich wohl dagegen haben, mit den Nachfahren meines Helden Tür an Tür zu leben? Wer weiß, vielleicht würde ich am Zwiebelsee sogar „meinem“ Winnetou begegnen!